

Erinnerung an Johannes Weber (1835)

Objektyp: **Chapter**

Zeitschrift: **Berner Taschenbuch**

Band (Jahr): **16 (1867)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Erinnerung an Johannes Weber.

(1835.)

„Honestum est viris, meminisse.“

Tac.

Johannes Weber *) ward geboren zu Brüttelen im bernerischen Seelande den 2. Wintermonat 1752. Er stammte aus einem angesehenen ländlichen Geschlechte, welches schon im Jahre 1575 genannt wird; die örtliche Vorsteherchaft, namentlich das Meier-Amt, waren seit langer Zeit in demselben so zu sagen erblich. Wegen seiner in dem sogenannten Bauern-Züppel vom Jahr 1653 der Regierung erwiesenen Treue war das Geschlecht schon damals, dann wieder im Jahr 1793 zum Bürgerrecht der Hauptstadt vorgeschlagen worden. Sein jüngerer Bruder erhielt dieses Bürgerrecht wirklich im Jahr 1804.

Was aus Weber's ersten Lebensjahren aufzuzeichnen ist, wird Viele befremden. Zu Ins, unweit Brüttelen, besaß das alte berner'sche Geschlecht Grafenried ein schönes Nebgut**); Samuel, Landvogt zu Erlach, war zu Weber's Zeit der Eigenthümer, ein Bruder Rudolfs, der später wird erwähnt werden. Johannes Weber trat, 16 Jahre alt, bei demselben in Dienst, und verblieb in diesem mehrere Jahre; nach einer andern Angabe bei dessen Bruder, der ein Landgut zu Worb hatte, Franz Ludwig, Landvogt zu Thorberg . . . †).

*) Siehe Note 1. **) Siehe Note 2.

†) Wir streichen hier eine Seite des Manuscripts, welche nur mit Berücksichtigung derjenigen geschrieben ist, die sich an

Die Familie Grafenried aber gab sich das Wort, dieses Verhältniß niemals zur Sprache zu bringen, und sie hat dasselbe gehalten bis einige dreißig Jahre nach Webers Tode.

Johannes Weber hatte seit seiner frühesten Jugend eine entschiedene Vorliebe für Waffen und Kriegshandwerk gehabt. Kaum 18 Jahre alt nahm er (1770) Dienst beim berner'schen Regiment Mai, in Diensten der vereinigten Niederlande. Er kam in eine treffliche Schule für den Krieger sowohl als für den Mann. Denn in dem genannten Regiment, wie überhaupt damals in den Schweizertruppen des ausländischen Kriegsdienstes, herrschte vom General bis zum Trommelschläger ein ausgezeichnete Geist von soldatischer Ehre, von Anhänglichkeit zwischen Obern und Untergebenen, von Liebe zu den Fahnen, von männlicher Hingebung für den Beruf, von entgegenkommendem Gehorsam, von strenger Ordnung im innern Dienste. Letzteres, sowie das Exercitium war in der holländischen Armee gerade zu dieser Zeit durch eine durchgreifende Reform *) neu geregelt und vervollkommenet worden. — Im Jahr 1776 wurde Weber wegen seiner Thätigkeit und seines Fleißes **) zum Regimentsadjutanten befördert; ob mit Offiziersrang, ist zweifelhaft.

Das Avancement in den holländischen Regimentern war damals sehr langsam. Seit dreißig Jahren war Friede; jede Compagnie hatte fünf Offiziere, und die Hauptleute, deren Einkommen auf tausend Dukaten be-

der geringen Herkunft Webers stoßen könnten, und die wir unter den Lesern des Taschenbuchs jedenfalls nicht zu suchen haben.

Anm. d. Herausgeb.

*) Siehe Note 3. **) Siehe Note 4.

rechnet wurde, verließen nicht leicht ihre Stellen, zu denen übrigens jeder Kantonsangehörige gelangen konnte. Auf der andern Seite war in den holländischen Nationalregimentern immer Nachfrage nach auswärtigen Offizieren gewesen, und manche hatten eine schnelle und glänzende Laufbahn gefunden. Zudem war nun der Seekrieg zwischen Großbritannien und den Vereinigten Niederlanden ausgebrochen, an welchem die Schweizerregimenter, vermöge ihrer Kapitulation, wenig Aussicht hatten Theil zu nehmen. Unter diesen Umständen trat Weber im Jahre 1779 in das holländische Regiment Dopff *), dessen Oberst zugleich Chef des Generalquartiermeisterstabes war.

Hier machten Webers Eifer und seine kraftvolle Thätigkeit sich sogleich bemerklich. Er fand das Regiment, ein sogenannt Deutsches, in einem verwahrloseten, verwilderten Zustande. Obgleich nur Lieutenant und Regimentsadjutant, mußte er durch eine gerechte Strenge in kurzer Zeit die kriegerische Zucht herzustellen; vor Allem aber durch das Zutrauen, das er bei seinen Obern erworben. Wo Spießruthen erfordert wurden, brachte er sie in Uebung, wohl wissend, durch welche Mittel eine Truppe zusammengehalten wird, die kein Vaterland kennt, doch, nach Umständen, gute Dienste zu leisten vermag. Er wurde im Jahr 1790 durch den Hauptmannsrang belohnt.

Sogleich bei dem Ausbruch des Krieges gegen Frankreich, im Jahr 1793, erhielt er die seinem Talent angemessene Stelle eines Brigade-Majors. Im folgenden

*) Siehe Note 5.

Jahre ward er Generalquartiermeister-Lieutenant, und machte in diesen Eigenschaften die beiden Feldzüge des Revolutionskrieges mit.

Nachdem Holland zu Anfang des Jahres 1795 gleichzeitig von innen revolutionirt, und durch den vom Glücke begünstigten Biehegrü war erobert worden, blieb ihm die Wahl, der durch die Franzosen eingesetzten Regierung seine Dienste zu belassen, oder, wenn dieses seinem Gefühle widersprach, der bisherigen Laufbahn zu entsagen, welche gerade jetzt die schönsten Hoffnungen gab. Weber stand keinen Augenblick an, sich zu letzterm zu entschließen.

Gleich ihm verließen auch im nämlichen Jahre beide berner'schen Regimenter den holländischen Dienst, ungeacht kein Mittel unversucht geblieben war, die Mannschaft, welche man zu diesem Ende von den Offizieren getrennt hatte, an die neuen Fahnen zu locken. Dafür aber wartete ihnen an der vaterländischen Grenze der freundliche Willkomm und die Fürsorge der angestammten Landesregierung.

In unfreiwilliger Muße brachte nun Weber dritthalb Jahre in seiner Heimath zu. Er genoß eine mäßige Pension, welche, gleich den übrigen treugebliebenen Offizieren, ihm das Haus Dranien gewährte.

2.

Wie hätte eine großes Reich, in dem Ungerechtigkeit und Laster vollständig triumphirt hatten und noch triumphirten, dem friedlichen Glück eines kleinen Nachbars ruhig zusehen können? Ueberdieß hatte seit dem 18. Fructidor ein abtrünniger Priester sogenannte Staatsflugheit

und Berechnung in die rohe Versammlung der damaligen Machthaber Frankreichs gebracht, und bewies ihnen, daß ein Gürtel von Töchter-Republicen, wie man sie nannte, die tugendhafte Mutter umgeben müsse. Auch bedurfte der junge Feldherr, dessen Ehrgeiz die allgemeine Freude trübte, zu seiner ägyptischen Expedition einigen Geldes, und so groß war der Fluch der Unordnung und Unredlichkeit, welcher auf den Italien und Deutschland erpreßten Brandschakungen haftete, daß der Schatz des ungeheuren Frankreichs den Schatz des kleinen Bern verschlingen mußte, um sich einige wenige Millionen zu verschaffen. Endlich ist es nur zu wahr, daß eine kleine Zahl durch Eigenliebe, Gelehrtenstolz und niedrige Leidenschaft verblendeter Schweizer zu Paris intriguirten, um unter dem seltsam angewendeten Namen der „Freiheit“ ihr Vaterland Fremdlingen unterthan zu machen.

In den letzten Monaten des Jahres 1797 beschloß das französische Direktorium die Eroberung der Schweiz. So schlau und arglistig war aber die französische Politik, daß man zu Bern die Gefahr erst erkannte, als, doch immer unter friedlichem Schein! eine französische Division in das Waadtland eingerückt war. Nun wurde sofort das ganze erste Aufgebot der bernischen Landwehr unter die Waffen gerufen.

Berns guter Genius wollte, daß wenigstens vor seinem Untergang noch ein Name an der Spitze der Armee stehen sollte, der alle hiezu erforderlichen Eigenschaften von der Natur in seltenem Maaße erhalten hatte; war auch leider seine Bildung mehr diejenige eines französischen Weltmannes als eines Kriegers gewesen. General von Erlach säumte nicht, ausgezeichnete Offiziere in seinen Generalstab zu berufen, und Johannes Weber hatte schon

den 8. Januar 1798 seine Ernennung als Generaladjutant mit Majorrang erhalten, wodurch ihm ungefähr diejenigen Verrichtungen übertragen wurden, welche nach heutigem Sprachgebrauch dem Chef des Generalstabes obliegen.

Weber säumte nicht, die ihm erwiesene Ehre zu verdienen. Er arbeitete eine noch vorhandene Denkschrift aus, in welcher er darauf antrug, dem feindlichen Angriff zuvorzukommen durch einen Einfall in Frankreich*). Eine Ansicht, die für den hohen Geist des damaligen Berns zeugt, und vom militärischen Standpunkt aus wohl zu rechtfertigen ist. Was lange hernach der scharfsinnige und wohlgesinnte David Müsscheler gesagt, darf hier aufgezeichnet werden: nämlich daß, die heutige Sprache zu reden, die drei befestigten Städte Bern, Freiburg, Solothurn, ein höchst vortheilhaftes strategisches Echiquier boten zu einer energischen offensiven Defension und zu Operationen auf der innern Linie, verbunden mit dem nicht wenig gefürchteten Landsturm, und einem System von Feldverschanzungen an gehörigen Orten. Schon damals aber bezeichnete der Oberst Ferdinand von Roverea Narberg als den Centralpunkt, wo die gesammte Streitmacht versammelt werden müsse, um dem, sei es von Freiburg, sei es von Solothurn her vordringenden Feinde in die Flanke zu fallen.

Die bernische Armee, 20,000 Mann stark und durch das zweite Aufgebot leicht auf die doppelte Anzahl zu bringen, lag nach dem damaligen Cordonsystem, diesem unglücklichen Erzeugniß der Neuerungen Josephs II., welches durch irrthümliche Lehrsätze mehr als französische

*) Siehe Note 6.

Tapferkeit die Fortschritte der Revolution möglich gemacht hatte, welches in dem bernischen Kriegsrath überdieß durch die republikanische Eifersucht der verschiedenen Befehlshaber immer allzusehr begünstigt wurde, — die bernische Armee lag auf der Grenze von Murten bis Büren und Solothurn, dann im Aargau und in den Gebirgen von Saanen in fünf Brigaden von ungleicher Stärke vertheilt. Der Befehlshaber der zu Büren liegenden Brigade, Oberst Rudolf v. Grafenried, ein Bruder des früher erwähnten Landvogtes zu Erlach, war einer von den vielen Offizieren, welche in einem langen Frieden zu einer usurpirten Reputation gelangen. Zudem gehörte er zu der sogenannten Friedensparthei, nämlich zu derjenigen, welche vermeinte, der Feind sei eigentlich nicht der Feind, seine Absicht sei nicht so böse, er begehre nur einige Konzessionen, und gewähre man sie ihm, was vernünftiger Weise geschehen müsse, so sei alle Gefahr vorüber, ja wohl noch irgend etwas zu gewinnen. So kam es denn, daß dieser Befehlshaber sich erstaunt und verlassen fand, als die wirkliche Gefahr eingetreten war. Er erbat sich von dem General von Erlach einen fähigen Gehülfen, und als solcher ward unverweilt ihm Johannes Weber zugesendet.

Von zwei verschiedenen Seiten her rückten zwei französische Divisionen gegen den Brennpunkt der schweizerischen Aristokratie, gegen die drei verbündeten Städte Bern, Freiburg und Solothurn. Aus dem Elsaß kommend hatte die stärkere Division, bisher der Rheinarmee angehörend, sich bei Biel gelagert und bedrohte Solothurn. Von der Seite von Genf her war eine Division der italienischen Armee bis Avenches angerückt und bedrohte Freiburg. In der Nacht vom 1. zum

2. März, während die gutmüthigen Schweizer durch die rascheiligsten Konzessionen einen Waffenstillstand erkauft zu haben meinten, erfolgte französischer Seits der Angriff.

Die italienische Division, von treulosen Freiburgern und Waadtländern unterstützt, nahm Freiburg.

Die aus Deutschland gekommene Division längs der Aare von Biel nach Solothurn marschirend, maskirte Büren durch das 1. Dragoner-Regiment von dem Bataillon der 97. Halbbrigade, unter dem Befehl des Generals Nouveau *). Bei den ersten Kanonenschüssen verlor der friedebefehende bernische Befehlshaber den Kopf, welchen er auch in den folgenden Tagen nicht wieder fand. Binnen wenigen Stunden mußten sechsmal Ordonnanzen nach Bern sprengen, um „Befehle“ zu holen, die natürlich nicht kamen. Seine Truppen, mit richtigem Instinkt urtheilend, wollten indeß, den Feind einmal im Angesicht, auch mit ihm raufen. Es entstand ein anhaltendes Schießgefecht von einem Ufer der Aare auf das andere, bei welchem die bernische Artillerie sich auszeichnete, ihr Kommandant aber schwer, weniger schwer andere Artillerie-Offiziere verwundet wurden **).

Nachmittags kam die Nachricht, daß Solothurn „übergangen“ sei (so lautete damals der schweizerische Ausdruck für solches Unglück), nachdem wohl die daselbst gestandene bernische Brigade, nicht aber die Solothurner — oder doch unbedeutenden — Widerstand entgegengesetzt hatten. Da ward auch von der bei Büren postirten Brigade gegen Abend der Rückzug beschlossen, und um

*) Siehe Note 7. **) Siehe Note 8.

die Verfolgung zu hemmen, die Brücke über die Aare abgebrannt.

Es war das erste Gefecht des Feldzuges gewesen, und ein Rückzug, dazu ein nachtheiliger Rückzug, war die Folge davon. Für Landwehr eine schwierige Aufgabe. Daß sie über Verhoffen vollzogen wurde, war größtentheils Weber's Werk.

Webers kräftige Natur mußte in Widerwärtigkeiten sich selbst aufrecht zu halten und auch den Muth der Andern aufzurichten. Dienstfeier und Vaterlandsliebe steigerten seine Thätigkeit, und es gelang ihm, die ganze Brigade ohne bedeutende Einbußen bis an die Thore der Hauptstadt zu führen, die inzwischen von der andern Seite noch schwerer geängstigt wurde.

3.

Zu gleicher Zeit wie Solothurn war auch Freiburg gefallen. Die bernische, zu Murten gestandene Brigade wurde hierdurch zu einem unverweilten Rückzuge hinter die Sense veranlaßt. Die Maßregeln des Befehlshabers dieser Brigade waren aber so verkehrt, und — soll man sagen kopf- oder herzlos? daß nur zu bald eine völlige Unordnung einriß. Der Rückzug endigte nicht in der günstigen Aufstellung hinter den steilen Ufern der Sense, sondern die Truppen ergossen sich unaufhaltsam bis vor die Thore der Stadt, und es kam sogar dahin, daß zwei würdige Stabsoffiziere von ihren eigenen Leuten ermordet wurden *).

*) Siehe Note 9.

Am Abend des 4. März erhielt Webers bisheriger Chef, dem es an gutem Willen nicht eigentlich mangelte, den gefährlichen Befehl über diese desorganisirte Masse. Er begab sich sogleich nach Neuenegg, und Weber säumte nicht, seine gewohnte Thätigkeit zu entwickeln. Die Mannschaft war in der größten Unordnung und meist betrunken. Durch Appellschlagen suchte Weber die Bataillone zu sammeln, theilte vor den Fahnen den Befehl aus und ordnete längs der Sense eine Vorpostenkette. In der Nacht wurde ein allgemeiner Angriff gegen die Franzosen entworfen, der mit Tagesanbruch in Vollziehung treten sollte.

Allein die Franzosen kamen zuvor. Bald nach Mitternacht gaben sie durch einen Haubikenwurf das Signal zum Angriff, und sofort überschritt General Pijon, ein bewährter Krieger aus Napoleons Schule, gewohnt dessen Avantgarden zu führen, an zwei Stellen die leichte Sense, oberhalb und unterhalb Neuenegg. Unter seinem Befehle standen die 18. Halbbrigade, die zwei leichten Halbbrigaden des 15. Dragonerregimentes und eine Batterie in der Waadt zurückgelassener bernischer, jetzt durch französische Artilleristen bedienter Kanonen und Haubiken. Es waren Kerntruppen, welche in den italienischen Feldzügen waren berühmt geworden, und die ihren Namen bis zur Auflösung der Armee hinter der Loire behauptet haben; ihre Thaten, freilich verbrämt auf französische Weise, sind durch eigene Gemälde großer Meister dargestellt worden *).

Diesen kampfgewohnten Schaaren gegenüber, denen der Krieg in jeglicher Gestalt längst zum Spiel geworden, standen jetzt drei schwache Bataillone bernischer Landwehr,

*) Siehe Note 10.

Dann ein Bataillon deutscher Freiburger, welche ihrem Vaterland auch jenseits der Grenze ihr Blut widmen wollten *), und eine auserlesene Kompagnie aus der Stadt Zofingen; in Allem noch nicht 2000 Mann **).

Der nicht erwartete Angriff in der unheimlichen Winternacht brachte die bernischen Truppen bald in Unordnung. Doch wichen sie nicht ohne mannhafte Gegenwehr. Die bernische Artillerie (12 Geschütze) verwehrete lange mit ihren kleinen Feldstücken und bleiernen Kartätschen den „Kopfschwänzen“, wie sie treffend genug die französischen Dragoner nannten, das Debouschiren über die Brücke ***).

Die Kompagnie von Zofingen †) bewahrte auf's Neue den alten Kriegsrühm dieser Stadt und auch die deutschen Freiburger zeigten sich als einen der achtbarsten Stämme der Schweiz. Bajonnet und Säbel waren in Gebrauch gekommen. Allein in der Finsterniß nahm die Verwirrung überhand, und die Franzosen wußten ihren Vorthail so gut zu benutzen, daß sie bald in eine unordentliche Flucht ausartete. In diesen gefährlichen Augenblicken hörte man allenthalben, wo die Gefahr am größten, die Stimme des wackern Weber, welcher ohnehin seinem Range nach der zweite im Kommando war. Während des Gefechtes suchte er Uebereinstimmung in die Bewegungen zu bringen, dem Feuer eine zweckmäßige Richtung zu geben, und den Muth der Streitenden zu beleben ††). Als der Rückzug nicht mehr zu hindern war, erblickte man ihn bei

*) Siehe Note 11.

***) Siehe Note 12.

***) Siehe Note 13.

†) Siehe Note 14.

††) Siehe Note 15.

dem schwachen Schimmerlicht des anbrechenden Tages, wie er die Fliehenden ermahnte, beisammen zu bleiben, wie er die Willigen aus ihnen sammelte und mit wenigen Hunderten den Widerstand bis auf's Aeußerste zu erneuern suchte.

Es gelang ihm wirklich, die Verfolgung der Franzosen aufzuhalten und für die anrückenden Verstärkungen Zeit zu gewinnen. Die Franzosen, ihren Sieg wenig benutzend, kamen kaum bis halben Weg von Neuenegg auf Bern. Unweit des letzten Stundensteines vorwärts der Stadt wartete ihrer außerdem ein kleines Häuflein Berner, welches von einem ausgezeichneten Offiziere geführt, weder durch die Flucht der Seinigen noch durch das Andrängen des Feindes sich irre machen ließ; „wenn Alles flieht,“ hieß es da, „so wollen wir allein halten und zeigen, daß noch Schweizer sind *)“. Niemand kann sagen, welches die Folgen gewesen wären, wenn die Hauptstadt durch die italienische Division wäre genommen worden. Sie kapitulierte zwar noch am nämlichen Tage. Allein die Uebergabe erfolgte an die von der Rheinarmee gekommene Division, welche, an den Befehlsstab des rechtschaffenen Moreau gewohnt, an Disciplin und kriegerischer Ehre vor jener einen großen Vorzug behauptete. In der Stadt selbst hatte man damals schon Alles verloren gegeben.

4.

Gegen Mittag waren die sehnlich erwarteten Unterstützungstruppen endlich angelangt und traten unverweilt den Marsch auf Neuenegg an.

*) Siehe Note 16.

Es waren 3 Bataillone und die Scharfschützenkompanie des Regimentes Thun, ein halbes Bataillon sogenannte Hausleute, die 2 Scharfschützenkompagnien des Regimentes Oberland, die Jägerkompagnie des Regimentes Aarau, eine Kompagnie Dragoner und 9 Kanonen*). Aus den durch den Rückzug fast aufgelösten Bataillonen hatten tapfere Männer sich angeschlossen, auch sonst viele Freiwillige aus dem Bürgerstande. Das Ganze mochte etwas über 1600 Mann betragen.

Die größere Hälfte der Brigade stammte aus dem freundlichen Thalgelände von Frutigen**), dessen redlicher Sinn und treue Ergebenheit an dem heutigen Tage glänzten, so wie sie bis in unsere neueste schmähliche Zeit geglänzt haben. Eines der Bataillone hatte schon vor drei Tagen an dem Bielersee rühmlich gefochten, und vor wenigen Stunden hatte eine Anrede des in der bernischen Geschichte unvergeßlichen Schultheiß Steiger sie neu begeistert***). Ein Theil der Artillerie war zu Büren, die Jägerkompagnie war im Jura im Gefechte gewesen, und der Rückzug hatte sie keineswegs entmuthigt. Freudige Streitlust belebte die gesammte Mannschaft. Was nicht jeder von Anfang an deutlich erkannt hatte, lag jetzt vor Aller Augen; nämlich daß dem Feinde nicht um diese oder jene Aenderung, diese oder jene Bedingung zu thun sei, sondern daß seine frühern Forderungen nur Vorwände waren, um den Raub des öffentlichen und Privateigenthums und den Sturz des beide schirmenden alten Bern besser zu bewirken. Lange genug „zum

*) Siehe Note 17.

***) Siehe Note 18.

****) Siehe Note 19.

Narren gehabt," wie die Volkssprache lautete, war der Grimm desto kräftiger erwacht.

Auf halbem Wege ungefähr von Bern nach Neuenegg traf man auf die französischen Vorposten, welche der damalige Brigadechef Süchet befehligte, später Reichsmarschall Herzog von Albufera genannt. Frohlockend hatte er den Raubzug angetreten nach einem Lande, wo, wie der Ausdruck lautete, „noch etwas zu holen war;" doch in der Schweiz sollten weder jetzt noch im folgenden Jahre ihm Lorbeeren blühen. Die Vorposten wurden zurückgetrieben. Um auf dem, den sogenannten Forst eine halbe Stunde lang durchschneidenden Wege die Bataillone besser zusammenzuhalten, ließ man ununterbrochen die Trommeln schlagen, und der trauliche Berner-Marsch wirbelte zum letzten Male in der hochstämmigen Waldung, dem ältesten Eigenthum der bernischen Stadtgemeinde, während sie von prasselndem Flintenfeuer wiederhallte.

Bei dem Ausgange des Waldes standen die Franzosen in Schlachtordnung aufmarschirt, freilich in ungunstiger Stellung*). Die Disposition zum Angriff ward ohne Aufenthalt getroffen, sie war einfach und ergab sich aus der Natur der Sache wie von selbst. Sämmtliche Scharfschützen und Jäger, und die wackersten jener freiwillig Angeschlossenen, dann die schon früher, gemäß eines Armeebefehles, aus jedem Bataillon ausgezogenen 50 Schützen bildeten, in aufgelöster Ordnung halbmondförmig vorgehend, das erste Treffen; der Zahl nach ungefähr der dritte Theil des Ganzen. Auf der Hauptstraße folgten das Bataillon von Wattenwyl und das

*) Siehe Note 20.

halbe Bataillon Jenner, links derselben das Bataillon Steiger, und rechts umging das Bataillon May, unge-
sehen vom Feinde, längs dem Saume des Waldes des-
selben linken Flügel. Bald zeigte sich die Ueberlegenheit
des Schweizers im Gebrauch des ihm vertrauten, als
Eigenthum ihm gehörenden Schießgewehres. Die Fran-
zosen konnten ihre Stellung nicht behaupten und wichen
allmählig zurück. Allenthalben erblickte man in den Vorder-
reihen der Fechtenden die hohe Gestalt des an seinem
Chrentage prangenden Weber. Er war zwar der dritte
im Kommando; allein sein Chef, der schon genannte Oberst
von Grafenried, überließ ihm bereitwillig seine eigenen
Obliegenheiten, und eine Ueberlieferung will sogar, daß
er bei dem Anfange des Gefechtes sich mit einem Buch
in der Hand unter einen Baum niedergesetzt habe; der
einzige Bataillonskommandant, der Webern im Range
vorging, beschränkte sich gerne auf die Anführung seiner
Truppe. Alle Augenzeugen sind einstimmig darüber, daß
was von Disposition und Anordnung sichtbar ward, von
Weber ausging, der sich gleichsam zu vervielfältigen
wußte, und den man allenthalben rathend, befehlend,
mit dem Beispiel vorangehend, wahrnahm *). Das Ba-
taillon Steiger, dessen Disciplin sich nie verläugnet hatte,
gab mit der größten Regelmäßigkeit einige Vollfeuer,
sobald es herangekommen war **). Kaum war in der
feindlichen Flanke das Bataillon May angelangt, so warf
es, gleich ergrimmten Stieren, wie der Ausdruck eines
wohlunterrichteten Augenzeugen lautet, „wie Munninen“
sich auf den Feind. Es erwahrte sich hier, was ein Jahr

*) Siehe Note 21.

***) Siehe Note 22.

später die Russen, bald hernach die Engländer und auch die märkischen Landwehren erprobt haben: nämlich daß der Franzose, von der Natur mit einer lebhaften Phantasie, aber keineswegs mit Körperkraft ausgestattet, überdies durch Ausschweifungen und Krankheiten entnervt, zwar leicht zu einem Bajonnetangriff zu brauchen ist und gegen solche, die dadurch sich schrecken lassen, oft große Erfolge erreicht, daß er aber jedesmal unterliegt, wo Männer ihm männlich entgegentreten.

Der Rückzug der Franzosen artete in wilde Flucht aus. Auch eine letzte Anstrengung der „Kopfschwänze“ blieb ohne allen Erfolg. Gefangene wurden, wie schon die ältesten schweizerischen Kriegsordnungen wollen, keine gemacht, und noch am folgenden Morgen sprach in Wuth General Bijon die Worte aus, es sei ein Gemetzel und kein Gefecht gewesen.

Schon war die Niederlage der Franzosen entschieden, als der Bote von Berns Untergang eintraf*).

Gegen die Division der Rheinarmee hatte General von Erlach die Hauptstadt mit zwei unvollzähligen Bataillonen nicht zu schirmen vermocht, was freilich auch den gänzlichen Mangel aller strategischen Oberleitung leider nur zu sehr beurfundet. Die Verfolgung der Franzosen fand nun ihr Ziel, und der ersochtene Sieg blieb für den Augenblick ohne Folgen; doch keineswegs ohne Folgen in der Zukunft. Denn die Ehre der bernischen Waffen war gerettet, und die europäische Achtung war nicht verscherzt worden. Nur demjenigen, der feige sich unterwirft, hilft Niemand wieder auf, und es kann nicht bezweifelt werden, daß wenn die Schweiz nicht

*) Siehe Note 23.

gleich andern kleinen Staaten ihre Selbstständigkeit verloren hat, die Ursache davon in der Achtung liegt, welche die kräftigen Aeußerungen ihres Nationalgefühles sich erworben haben.

5.

Die Rehrseite jeder Kriegsführung durch irreguläre Truppen blieb aber auch hier nicht aus. Blinde Volkswuth bemächtigte sich der sich getäuscht glaubenden Mannschaft und trieb zu abscheulichen Greueln gegen ihre Offiziere sie an. Blind wie immer war die Volkswuth; denn das traurigste Schicksal traf gerade immer diejenigen Männer, welche dem Vaterlande mit der unwandelbarsten Treue ergeben waren, und solche, deren Benehmen eher zweifelhaft war, gingen frei aus. Die Truppen, welche am Nachmittag des 5. März gefochten, besleckten sich mit solcher Schande zwar weniger als andere; hatten sie doch ihre Führer an ihrer Spitze immer mitten in der Gefahr gesehen! Doch blieben auch sie nicht frei von Verirrung. Ein Mitglied der Regierung, welches auftraggemäß die Nachricht von Berns Uebergang gebracht*) und in der Folge den General Bijon davon benachrichtigt hatte, wurde durch einen Schuß verwundet, und selbst Weber verlor sein Pferd und seine Equipage**).

Den Rest des Jahres 1798 brachte Weber in unmuthiger Ruhe zu. Es war Frankreich gelungen, die Sache Berns von derjenigen der übrigen Schweiz zu

*) Siehe Note 24.

***) Siehe Note 25.

trennen und Bern zu unterjochen. Eben dadurch aber war die Sache der übrigen Schweiz von derjenigen Berns getrennt und ihre Unterjochung um desto schwerer. Zürich, Luzern und Schaffhausen fielen, ohne den geringsten Widerstand zu leisten. Schwyz, allzuspät den kurzsichtigen Irrthum der an Bern begangenen Untreue erkennend, fiel nach dem tapfersten, aber nothwendig fruchtlosen Widerstande; brüderlich mit ihm vereint Uri, Unterwalden, Zug und Glarus. Gleichzeitig mit Schwyz, aber allzuspät, hatte auch Appenzell umsonst versucht, der Mittelpunkt einer Gegenwehr in der östlichen Schweiz zu werden.

Gegen das Ende des Jahres 1798 war demnach die despotische Herrschaft des sogenannten Direktoriums über die „frei gewordene“ Schweiz einstweilen gesichert. Klüger als die alten rechtmäßigen Regierungen, aber auch durch das Bedürfniß mehr geweckt, sann dasselbe auf die Mittel, diese Herrschaft zu befestigen, und reguläres Militär schien das nächste und geeignetste. Es ward ein Staatsvertrag mit Frankreich abgeschlossen, vermöge dessen 18,000 Schweizer, erst hieß es freiwillig angeworben, der Ausführung zufolge aber konskribirt werden und in einem undeutlichen, gemischten Verhältniß, sowohl Frankreich als dem neuen Helvetien, dienen sollten. Die Fähigkeit Weber's war so bekannt, und sein militärischer Ruf so groß, daß die erste Befehlshaberstelle in den zu errichtenden Truppen ihm angeboten wurde.

Es kann nicht geläugnet werden, daß Weber durch diese Anstellung von seiner bisherigen Laufbahn abwich und sich selbst ungetreu geworden ist. Doch liegen die Gründe zu seiner Entschuldigung nahe genug*).

*) Siehe Note 26.

Die Sache der alten Regierungen war nun einmal verloren. Mit Leidenschaft dem Waffendienst ergeben, bot ihm diese einzige Gelegenheit sich an, seine Kräfte zu entwickeln, und zwar gerade in dem Fache, zu welchem sie vorzugsweise geeignet waren, in der Errichtung und Disciplinirung eines neuen Korps. Noch hatten der treue Roverea und der nie zu beugende Fürst von St. Gallen ihr Werk nicht begonnen, Schweizer zur Befreiung ihres Vaterlandes zu sammeln. Dann gehörte auch Weber nicht den regierenden Familien an, deren Rechte und Ehre (sind doch nach ur-teutschem Begriffe Ehre und Eigenthum gleichbedeutend!) durch die Revolution zunächst gekränkt wurden. Und ward nicht, als Weber Chef der ersten Halbbrigade geworden, Chef der vierten ein Wattenwyl, welcher vorher Oberst eines seinen Namen tragenden Regimentes in Frankreich, dann einer der Brigadiere in dem kurzen Feldzuge von 1798 gewesen? War Weber im Irrthum, so hat er denselben theuer bezahlt: mit seinem Leben.

Weber machte mehrere Bedingungen, bevor er die Stelle als Chef der ersten Halbbrigade annahm, zu der er den 11. Januar 1799 ernannt worden war. Kaum hatte er dieselbe angetreten, so äußerte sich sein Gefühl für Recht und Gerechtigkeit, seine aufrichtige Liebe zu allem Vaterländischen und seine Antipathie gegen das Neu-Französische, sowie seine Opposition gegen die französischen Generale. Wie hätte der furchtlose Mann Rückhalt und Heuchelei kennen sollen? Wie hätte Weber ruhig zuschauen sollen, als General Schauenburg seinen Koch, mit dem er nicht mehr zufrieden war, sofort zum Hauptmann in einer Halbbrigade ernannte oder ernennen ließ? als das helvetische Direktorium, auf geführte

Beschwerde hin, die Bestallung aufrecht erhielt als „den Grundsätzen der Freiheit und Gleichheit gemäß?“ Er ward den französischen Generalen bald sonst verdächtig und widrig, die Unannehmlichkeiten häuften sich gegenseitig, und am Ende kam es dahin, daß der französische Geschäftsträger eine Audienz beim helvetischen Direktorium verlangte, in welcher er erklärte, der Bürger Weber besitze das Zutrauen der Regierung nicht, und das Direktorium möge ihn nur absetzen. Dieß erfolgte sogleich, doch in Ausdrücken, die Weber ehrten.

Auch dem französischen Kriegsminister und dessen unpraktischer Grille, sogleich alle Offiziere der sechs Halbbrigaden zu ernennen, bevor eine einzige Kompagnie vollzählig da stand, war Weber nachdrücklich entgegengetreten, obwohl fruchtlos. Die Folge davon war, daß über 1000 Offiziere da waren für 6000, höchstens 10,000 Soldaten, daß die ganze Formation einen lächerlichen Anstrich erhielt und solchen behielt, so lange sie bestand; daß die meisten Ernennungen höchst übereilt und un zweckmäßig ausfielen, einen unnöthigen Aufwand nothwendig machten, sowie allmälige Ausschraubungen; endlich, daß thatsächlich von den 1000 Offizieren nicht 20 können aufgezählt werden, die einen ordentlichen Lebenslauf zurückgelegt haben. Nicht lange, so bildete Kaiser Napoleon aus den 6 Halbbrigaden, aus 2 Legionen früher in Sardinien gestandener Schweizer und aus 3 Bataillonen helvetischer Linientruppen ein einziges Regiment von 2000 Mann.

Inzwischen war der Krieg zwischen Oesterreich und Frankreich ausgebrochen, an welchem die Schweiz vermöge der monströsen Offensiv- und Defensivallianz thätigen Antheil zu nehmen hatte. Statt der 18,000 Mann der

projektirten, aber etwa zum zehnten Theil in Ausführung gebrachten Hülfsstruppen, mußte auf kurzem Wege eine bedeutende Streitmacht für die französischen Interessen aufgebracht werden, und unter dem Namen von Eliten wurden Anfangs März 21,000 Mann Landwehr in's Feld gestellt. Eine andere Organisation dieser Landwehr als in einzelne Bataillone litt die französische Eifersucht nicht, und ebendieselbe untersagte ausdrücklich die Ernennung helvetischer Brigadegenerale. Da indessen die Masse nothwendig gegliedert werden mußte, so verfiel man auf den Ausweg, jeweilen eine Zahl dieser Bataillone unter dem Befehl eines sogenannten General-Adjutanten zu vereinigen, und diese Abtheilungen den französischen Brigadegeneralen unterzuordnen. In der damaligen französischen Armee bezeichnete die Benennung eines Generaladjutanten einen eigenen militärischen Grad, der zwischen demjenigen eines Brigadegenerals und eines Regiments- oder Halbbrigadenchefs mitten inne stand.

Zu einem dieser unter dem Namen der Generaladjutanten verkappten Brigadiere ward Weber den 28. März 1799 ernannt und rückte unmittelbar hernach mit seinen Eliten an die Grenze. Er erhielt seine Cantonirungen unweit des Einflusses der Thur in den Rhein. In seiner neuen Bahn entwickelte er seine alte Thätigkeit und nicht minder seine alten Grundsätze. Täglich beritt er die Ufer des Rheines und suchte die geeigneten Aufstellungen für seine Truppen im Fall eines Angriffes auf*). In seinen Verhältnissen zu den französischen Generalen zeigte sich seine unbeugsame Charakterfestigkeit, und er lebte mit ihnen in fortwährendem Zwiespalt, weil er ihren An-

*) Siehe Note 27.

maßungen sich nicht fügte und ihren Expressungen sich kräftig widersetzte. Wohl mag auch ein Zwiespalt in seinem Innern ihn gefoltert und mancher Rückblick ihm Stoff zu schmerzlichen Vergleichen gegeben haben.

Webers unmittelbarer Vorgesetzter war damals der Brigadegeneral des Jardins, welchen bei Gilaue eine russische Kugel ereilte.

Nach dem Siege von Stockach hatte der Erzherzog Karl seinem Feinde weniger nicht als zwei Monate gegönnt, um in der Schweiz seine Kräfte wieder zu sammeln. Umsonst forderten die Schweizer seiner Umgebung ihn zu kräftiger Benutzung des schönen Sieges auf. Umsonst bezeichneten namentlich Johannes Müller und Franz Salomon Wyß (der talentvollste Berner jener Zeit!) den Punkt von Lauffenburg oder Rheinfelden als zu einem Rheinübergang vorzugsweise geeignet, weil alle Flüsse der Schweiz dadurch umgangen wurden. Umsonst hatte das ganze Hochgebirge der Schweiz die Waffen ergriffen. Umsonst trieben zwanzig und mehr tausend Schweizer von den Quellen der Rhone, der Simme, der Rander, der Reuß, der Sihl und des Vorderrheines herab die Franzosen vor sich her und warteten nur auf eine Oberleitung, die ihrem guten Willen Richtung und Uebereinstimmung gegeben hätte. Es sollte nicht sein, was sonst ohne allen Zweifel erfolgt wäre, nämlich, daß die wenigen in der Schweiz zerstreuten Franzosen durch eine bloße Demonstration bei Lauffenburg oder Rheinfelden, zusammentreffend mit dem Aufstand des Hochgebirges, wären veranlaßt worden, bis hinter den Jura zurückzugehen, daß gleichzeitig der St. Bernhardsberg wäre frei von der Verbindung mit der italienischen Armee hergestellt worden, daß der ganze

Sommerfeldzug von 1799 wäre erspart und der Krieg mit dem republikanischen Frankreich wäre zu Ende gebracht worden, bevor Napoleon herbeieilen konnte.

6.

Endlich hatte Feldmarschall-Lieutenant Hoge Hand an's Werk gelegt. Nicht umsonst hatte bei Eröffnung des Feldzuges der wackere Schweizer auf eine Anfrage wegen seiner bevorstehenden Hochzeit geantwortet, „die einzige Musik, nach der ihn verlange, sei diejenige der Flintenschüsse, wobei die Kanonen den Baß spielen sollen.“

Sobald er von den bereits den Rückzug wünschenden Franzosen bei Maienfeld den Rheinübergang erzwungen hatte, begannen sie das ganze rechte Ufer des Stromes bis zum Einflusse der Thur zu räumen, und nun erst erfolgte bei Schaffhausen der Rheinübergang der schönen Armee des Erzherzogs. Nur eine leichte Vorpostenkette stand derselben noch entgegen, und den 22. Mai hatte Massena schon die ganze östliche Schweiz geräumt und seine Truppen rückwärts Winterthur incantonirt.

Die beiden österreichischen Armeen strebten vorerst dahin, mit sich selbst sich zu vereinigen. An dem genannten Tage war die äußerste Spitze des Vortrabes des Erzherzogs zu Frauenfeld eingerückt und erwartete den Vortrab des Feldmarschall-Lieutenant Hoge, welcher am folgenden Tage St. Gallen erreichte, und dessen vorderste Streifwachen wirklich in den letzten Stunden des 24. Mai nahe bei Frauenfeld eintrafen.

Wiewohl nach der ganzen Lage der Dinge diese Vereinigung nicht mehr zu hindern war, so lag es doch ganz

im Geiste französischer Kriegsführung sowohl als in der persönlichen Sinnesart des General Massena, vorher wenigstens noch tüchtig zu raufen, und zur Zeitvertreibung desselben, wenn auch mit geringer Aussicht auf Erfolg, das Schicksal der Waffen zu versuchen.

In dieser Absicht beschloß General Massena eine allgemeine Vorrückung auf den 25. Mai. Es war ihm aber unbekannt geblieben, daß General Hoge von St. Gallen her anrücke; er kannte nur die sehr ausgedehnte, durch keinen Terrainabschnitt geschützte Vorpostenkette des Erzherzogs von Frauenfeld bis zum Ausfluß der Thur, welche eben die Vereinigung beider Armeen erleichtern sollte; und diese zu sprengen mußte ein Leichtes scheinen, zumal wenn man dafür Leute verwenden konnte wie Michael Ney, dem die Hauptrolle zugedacht war. General Dubinot wurde bestimmt, den ersten Angriff zu führen; unter ihm standen 4 französische und 2 helvetische Bataillone, 1 Compagnie helvetischer Scharfschützen, 5 Escadrons Husaren und 8 Kanonen; die helvetischen Truppen befehligte Weber. Als Reserve rückte General Soult nach, mit 2 Escadrons Dragoner, 3 französischen und 3¹/₂ helvetischen Bataillonen.

Früh um 5 Uhr griff General Dubinot die wenigen hundert Oesterreicher an, welche Frauenfeld besetzt hielten. Die kleine Schaar kriegsgeübter Truppen wich langsam vor der großen Uebermacht aller Waffen, und erst gegen 9 Uhr, nachdem Weber in die Gefechtslinie eingerückt war, hatte sie bis hinter die Thur sich zurückgezogen. Aber in diesem Augenblick erschien auch der Vortrab des Feldmarschall-Lieutenant Hoge, von Wyl herkommend, vor den Thoren von Frauenfeld in der Flanke, und bereits im Rücken der vorgedrungenen Franzosen. Sie

standen nun sofort von der Verfolgung ab, und wandten sich gegen den neuen Feind, an der Thur eine schwache Abtheilung zurücklassend.

Der Vortrab des Feldmarschall-Lieutenant Hoze, 6 Bataillone und 6 Escadrons, stand in vortheilhafter Stellung dicht vor Frauenfeld, den linken Flügel an das steile Horntobel, den rechten an das noch steilere Thal der Murg gelehnt. Die französischen Truppen marschirten durch Frauenfeld gegen den Feind und eröffneten eine Kanonade. Weber führte sein Bataillon, es war die sogen. helvetische Legion, in der viele vorher in Holland gediente Offiziere und Soldaten waren, die aus früherer Zeit ihn kannten und liebten; das andere Bataillon war entsendet; Weber, nicht ahnend das seiner harrende Schicksal, führte gegen 10 Uhr sein Bataillon auf der kürzern Diagonale neben der Stadt vorbei, wiewohl sein Weg im wirksamen Feuern des österreichischen Geschüzes lag. Bei dem sogenannten Kramerhäusli ließ er links und rechts der Straße deploiren.

Während des Aufmarsches war Weber etwas vorgeritten, um die feindliche Stellung zu erkundigen. Da ersah den stattlichen Reiter sich ein österreichischer Scharfschütze zum Ziel. Diese Scharfschützen führten doppel-läufige Stutzer und waren ihres Gewehres so kundig, daß sie im zerstreuten Gefechte während dieses ganzen Krieges über die Franzosen ein entschiedenes Uebergewicht hatten; nur daß die Anführung bei den letzteren das Fehlende oft mehr als ersetzte.

Der erste Schuß des hinter einem Baume ruhig zielenden Scharfschützen fehlte. Allein der zweite traf den trefflichen Weber. Die Kugel fuhr hinter dem rechten Ohr in den Kopf und blieb stecken. Er verlor so-

gleich die Sprache. Man wollte ihn nach Frauenfeld zurücktragen; aber die liegende Stellung vermehrte seine Schmerzen, und unter beiden Armen unterstützt ging er aufrecht nach der Stadt, wo er auf ein Bett gelegt wurde, aber unverbunden und von aller ärztlichen Hülfe entblößt blieb. Sein Todeskampf war äußerst schmerzhaft, und wurde ohne Zweifel auch beunruhigt von dem immer heftiger werdenden und immer näher an Frauenfeld sich ziehenden Gefechte. Er litt noch drei Stunden lang unter heftigen Zuckungen. Endlich sank sein Haupt*).

Das Getümmel des Gefechtes hatte sich inzwischen bis in die mit fliehenden Franzosen angefüllte Stadt gewälzt, und als Weber verschied, war dieselbe schon im Besitz der Oesterreicher.

Als diese wieder vertrieben waren, eilte man einen geringen Sarg zu machen, und mit einbrechender Nacht ward Johannes Weber, erst 46 Jahre alt, in der Stille auf dem katholischen Kirchhof begraben.

Es wird versichert, daß er bei gehöriger ärztlicher Pflege hätte können gerettet werden**).

7.

Jetzt bleibt noch übrig, der Beförderung zu erwähnen, die am gestrigen Tage Weber war zu Theil geworden, die er bei seinem Leben aber nicht mehr erfuhr. Vorher doch — soll wenigstens diese Darstellung seiner Sinnesart nicht unangemessen sein — werde noch des Ausgangs

*) Siehe Note 28. — Das Monument betreffend, welches in der Folge B. Beerleder von Steinegg dem Gefallenen errichten ließ, siehe oben S. 102.

***) Siehe Note 29.

des Treffens in Frauenfeld mit einigen Worten gedacht; und zwar um so mehr, da alle bisherigen Nachrichten über dasselbe sehr lückenhaft sind.

Das Gefecht hatte mit abwechselndem Erfolge bis gegen Mittag gewährt. Da vermochte Dudinot nicht länger Abstand zu halten; er ordnete seinen Rückzug, räumte Frauenfeld und stellte sich wieder hinter der Murg auf. Schwach verfolgt von den durch den vorhergegangenen Nachtmarsch ermüdeten Oesterreichern, rückte er, sobald er von der nahen Ankunft des Generals Soult unterrichtet worden, sogleich wieder an, nahm das schwach besetzte Frauenfeld wieder und nachdem General Soult mit der Reserve wirklich in die Schlachtordnung eingerückt war (es mochte jetzt 3 Uhr sein), gewannen die Franzosen durch ihre Ueberzahl immer mehr Boden. Ein geringer, den Franzosen sehr ergebener Bürger in Frauenfeld machte den Befehlshaber ihrer Artillerie, den damaligen Escadronschef Foi, aufmerksam auf die vortheilhafte Stellung am Hungerbühl, aus welcher die linke Flanke der Oesterreicher mit Wirkung konnte enfilirt werden, und letzterer ließ sogleich 2 Achtpfünder dahin abgehen. Bald war durch ihr Feuer ein Theil der österreichischen Artillerie demontirt, und ein lebhafter Angriff der französischen Infanterie in der Fronte entschied endlich gegen 5 Uhr den Rückzug der Oesterreicher. Derselbe begann zwar in Ordnung, allein als ihr rechter Flügel die Straße nach Wyl nicht mehr gewinnen konnte, so fing derselbe an, sich zu stopfen; er wurde allmählig seitwärts gedrängt und abgeschnitten und gerieth zuletzt in unordentliche Flucht, so daß auf dieser Seite viele Gefangene verloren gingen.

Mit anbrechender Nacht zogen beide Theile sich zurück,

die Oesterreicher bis Wyl, die Franzosen bis Frauenfeld, und nur die Feldwachen, geschieden durch das Bächlein der Murg und der Lenche, blieben einander im Angesicht stehen.

Inzwischen hatte an der Thur das Gefecht mit den aus Frauenfeld am Morgen vertriebenen Vorposten des Erzherzogs bis in die Nacht fortgewährt, und erst mit einbrechender Dunkelheit verblieben die Franzosen im Besitz des Dorfes Pfy. Aber auf die erfolgte Meldung hiervon wurde von Rudolfsingen und Trüllikon aus den Oesterreichern eine Brigade zur Unterstützung gesendet, von welcher ein durch den wackern Major Pflacher, Regiments Gallerleg, befehligtes Bataillon um 8 Uhr Abends von Weiningen her eintraf und sogleich zu nachdrücklichem Angriff überging. Die Brücke von Pfy wurde genommen, die im Dorfe Pfy lagernde Abtheilung dadurch abgeschnitten und gefangen genommen, und vor Mitternacht war das rechte Ufer vom Feinde wieder gereinigt.

An eben diesem Tage war in der Gegend von Elgg ein Scharmüzel zwischen österreichischen und französischen Streifwachen. In demselben blieb hier auf schweizerischer Erde der letzte Sprößling eines der ältesten ungarischen Häuser aus magyar'schem Stamme, Lieutenant Graf Illieshasi.

Aber noch am späten Abend des 25. Mai gab der Obergeneral Massena, dem die erfochtenen Vortheile zweideutig genug schienen, den Befehl eines allgemeinen Rückzuges bis hinter die Töß, und nun erfolgte auch ungehindert die völlige Vereinigung des Erzherzogs mit dem Feldmarschall-Lieutenant Hoke.

Somit war die Arbeit des heutigen Tages vergeblich gewesen und so viel Blut umsonst vergossen worden.

Der Verlust mag auf beiden Seiten ziemlich gleich gewesen sein, wenn auch auf österreichischer Seite etwas größer. An Todten büßten sie ungefähr 200 Mann ein, unter denen der verdienstvolle Major Estermark, Regiments Gemmengen, vorzüglich bedauert wurde; an Gefangenen 800 Mann und eben soviel an Verwundeten, von denen aber die Hälfte in die Hände der Franzosen fiel, ferner eine demontirte Kanone. Der Verlust an Gefangenen traf vorzüglich das von seinem Inhaber sehr verabsäumte Regiment Launiz, welches überhaupt nicht weniger als 22 Offiziere und 943 Mann vom Feldweibel abwärts verlor. Die Franzosen mögen an Todten und Verwundeten 800 Mann eingebüßt haben, und nicht viel weniger an Gefangenen. Sie genossen des großen Vortheiles, das Terrain genau zu kennen, weil sie geraume Zeit hindurch daselbst cantonirt hatten, dann den Vortheil einer doppelten Ueberzahl, endlich denjenigen einer thätigen und einsichtsvollen Anführung. Dem guten Willen und der Tüchtigkeit der österreichischen Truppen machte das Gefecht von Frauenfeld Ehre, und man kann sagen, es sei in dem ganzen schweizerischen Feldzuge für ihre Waffen das rühmlichste, auch zugleich das schärfste gewesen. Von Massena, der erst noch zum Feldherrn reifen sollte, ist seither gesagt worden, er habe seine Streitmacht nicht genugsam zusammengehalten, zumal hätte er, einen Tag früher, mit seinen 40,000 Mann den Erzherzog in eine gefährliche Lage bringen können.

Der tapfere Weber hatte — wie erwähnt — aus seiner kriegerischen Laufbahn scheiden müssen, ohne von der Auszeichnung Kunde zu haben, die ihm war zuerkannt worden.

Das erste regulare Korps, welches die neue helve-

tische Regierung errichtet hatte, war die oben erwähnte sogenannte helvetische Legion. Als Chef derselben wurde aus Frankreich Augustin Keller berufen. Er war der Sohn eines Schusters aus Solothurn, und einer der wenigen Schweizer, welche nach der Revolution in französischem Dienste geblieben sind; er hatte sich bis zum Grad eines Brigadegenerals emporgeschwungen und so eben, vom Zufall begünstiget, durch eine glänzende Waffenthat den Angriff der Engländer auf Ostende abgewiesen, wobei ein ganzes englisches Regiment gefangen genommen wurde; das einzige, welches von 1793 bis 1815 dieses Unglück erfuhr. Dennoch war die Wahl des Direktoriums höchst unglücklich gewesen. Keller erwies sich als ein völlig unfähiger Befehlshaber, brachte seine Zeit in Trinkgelagen und schlechten Häusern zu, und am Ende kamen so viele Klagen von allen Seiten, daß er entsetzt werden mußte. Als Chef der Legion aber hatte Keller sogleich den freilich nur scheinbaren Oberbefehl aller auf der Grenze aufgestellten sogenannten Eliten gehabt, und es war jetzt darum zu thun, in letzterem ihm einen Nachfolger zu geben. Die Wahl konnte nicht zweifelhaft sein. Den 24. Mai erfolgte der Beschluß des Direktoriums, durch welchen Weber zum Oberbefehlshaber aller helvetischen Truppen ernannt wurde. Allein die österreichische Kugel kam der Vollziehung zuvor.

Unmittelbar nach Weber's Tode übergab General Massena dessen Kommando dem damaligen helvetischen Generaladjutanten und Chef des helvetischen Generalstabes, Johann Gaudenz v. Salis, nebst der Weisung, sich in den Besitz von Webers Pferden und Equipage zu setzen. Nur mit Mühe gelang letzteres. Die Husaren, welche Webers Gepäck escortirten, mit soldatischer Liebe

ihm ergeben, weigerten sich, dasselbe auszuliefern, und nur nach wiederholten Befehlen gelang es dem lebenswürdigen Dichter, das Pferd zu besteigen, dessen Sattelzeug wirklich noch mit Webers Blut genetzt war.

Als die Nachricht von Webers Tode bei dem Directorium angelangt war, wurde in der Berathung ausdrücklich angeführt, daß kein Offizier vorhanden sei, welcher gleich Weber die erforderlichen Eigenschaften eines Oberbefehlshabers besitze, und daß es deßhalb am gerathensten sei, die helvetischen Truppen unter dem Oberbefehl der französischen Generale zu belassen, wo dann durch das Mittel des Chefs des Generalstabes der nöthige Geschäftsgang aufrecht erhalten werden könne. Weber erhielt also keinen Nachfolger.

Zudem wurden bei der Armee die Folgen seines Abganges bald sichtbar. Die helvetischen Truppen verschwanden binnen wenigen Tagen. Die vorher schon lockern Bande der Mannszucht lösten sich schnell ganz auf. Fast die gesammte „Elite“ schlich nach Hause. Ganze Bataillone, welche bei Frauenfeld gut gefochten und Erfolge errungen hatten, büßten die dadurch entstandene Zuversicht hart, und schon nach drei Tagen war ein großer Theil der Legion und das halbe Bataillon Luzerner bei Oberwinterthur und an der Töb in Gefangenschaft gerathen und nach den ungarischen Festungen abgeführt worden.

8.

Webers Aeußeres verkündete den Helden. Er war ausgezeichnet groß und schön gewachsen und galt in seiner Jugend für den schönsten Mann im Regiment. Seine

Sitten waren höchst milde und liebevoll. Reich an Verdienst, blieb aller Hochmuth ihm stets fremd und seine einzige Leidenschaft war Liebe für sein Vaterland und kriegerische Ehre. In seinem ganzen Wesen war etwas, das Jedem, der einmal sich ihm genähert hatte, besonders stark sich einprägte und einen sehr angenehmen Eindruck hinterließ. Er kleidete sich sorgfältig, und sein Ausdruck und seine Weise waren die des feinen Weltmanns; Jemand hat ihn „un fin matou“ genannt. Von dem Soldaten war er sehr geliebt, wiewohl er dessen Liebe nie auf Unkosten der Mannszucht gesucht hatte. Im Unglück niemals niedergeschlagen, wußte er mit eigener Gabe auch den Muth der Andern zu beleben. Im Glück ferne von aller Prahlerei, wandelte er seinen Pfad mit stiller ruhiger Würde.

Sowie er in hohem Maße den physischen Muth besaß, welchen keine Gefahr aus dem Gleichgewichte zu bringen vermag, so besaß er nicht minder jenen moralischen Muth, der gegen keine Ueberzahl oder Uebermacht anders Denkender seine Grundsätze verläugnet. Als er in seiner ersten helvetischen Anstellung sich zu Luzern befand, wo aus begreiflicher Ursache französischer Ton vorherrschte und namentlich wegen der vielen Waadtländer im Kriegsmministerium und Allem was davon abhing ausschließlich galt, hörte er einmal die Behauptung, daß die französische Sprache wohl bald die „langue universelle“ sein werde. „Das glaube ich nicht,“ war seine Antwort, „und was mich betrifft, so werde ich stets an meine deutsche Sprache mich halten, denn diese ist's, welche uns die meiste Ehre macht.“ In dem Bericht, welchen General Massena dem helvetischen Direktorium von dem Treffen von Frauenfeld abstattete, erwähnt er Webers mit den rühmlichsten Aus-

drücken und bedauert seinen Tod als einen unersehblichen Verlust, mit dem Beifügen, er wisse wohl, daß Weber in dem Rufe aristokratischer Grundsätze gestanden sei, er seines Ortes habe aber nie etwas Anderes von ihm erfahren, als die erspriesslichsten Dienste. Auch in dem im *Moniteur* abgedruckten Rapport ward Weber's mit entschiedenem Lobe erwähnt, und selbst helvetische „Gesetzgeber“ gaben in öffentlicher Sitzung bald nach seinem Tode ihm das Zeugniß, er sei ein „Contrerevolutionär“ gewesen. Das ehrenvollste Zeugniß aber für ihn ist dasjenige des Marschalls Soult, desjenigen von Napoleons Feldherren, dem der meiste fürstliche Sinn inwohnte, der aber nicht sein Schüler gewesen. Er hatte, wie erwähnt, bei Frauenfeld gefochten. In seinen Memoiren, die er Jahre nach dem Ereignisse schrieb, erwähnt er Webers mit den Worten:

„Les demi-brigades suisses attachées à ma division montrèrent autant de courage que nos troupes, mais le général Weber leur commandant, officier d'un rare mérite, ayant été tué vers la fin de l'action au moment où les ennemis tentèrent un dernier effort pour nous repousser, ses troupes privées de leur chef fléchirent et découvrirent le rideau qu'elles devaient défendre.“

In Webers Gemüthe war alle Anlage zu einem Feldherrn, wenn die Umstände die Entwicklung begünstigt hätten. Unvergleichlich besaß er die Gabe (Napoleon nennt sie die erste Eigenschaft eines Feldherrn!) auf das Gemüth seiner Untergebenen zu wirken. Betrachtet man ihn als Berufsmann, so war er, was der Engländer einen *Disciplinarian* nennt; anführendes Talent war seine starke Seite; er war Offizier im vollen Sinne

des Wortes; eine von Tag zu Tag seltener werdende Tugend, deren Grundlagen Ueberzeugung und Hingebung sind. Ueberhaupt war gediegene Charakterfestigkeit seine hervortretende Eigenschaft, und die schwierige Aufgabe, neue Korps zu formen und zu discipliniren war gerade diejenige, zu welcher er vorzugsweise befähigt war. Auch gelehrte Bildung fehlte ihm nicht; er liebte den Umgang unterrichteter Männer und wußte in beiden Sprachen sich schriftlich mit Leichtigkeit auszudrücken. Doch kann nicht geläugnet werden, daß, nach damals zu Bern nicht seltener Sitte, seine Schreibart etwas in's Weitläufige fiel, und er handelte besser als er schrieb; was übrigens bei jedem Ehrenmann sein soll *).

Kritische Notizen

zu B. Beerleders „Erinnerung an Johannes Weber,“

dem Herrn Architekten Beerleder gewidmet

von **Ed. Bähler**, Arzt in Biel.

1) (S. 105) Sein Vater Abraham, geb. 1723, war verheirathet mit Anna Maria Niklaus von Müntschemier und hatte von ihr 7 Kinder: 1. Abraham Vincenz, getauft 1748; 2. Hans Jakob, getauft 1749; 3. Elisabeth, getauft 1751; 4. Johann, getauft 1752 (genannt Meiers Haus); 5. Daniel, 6. Maria, 7. Rosina, getauft 1759. Er trat frühe in das Bernerregiment Bettens in französischen Diensten, ward 1758 Fähnrich, 1760 Lieutenant, in der Schlacht bei Warburg verwundet und gefangen, 1765 Oberlieutenant, nahm 1766 seinen Abschied und starb 1784. — Sein ältester Sohn Abraham Vincenz trat 1765 in das gleiche Regiment, ward 1783 Lieutenant, 1789 Sous-Midemajor, 1791 Midemajor,

*) Siehe Note 30.